

auch mancher bisher nur dem Eisenbahnhygieniker vertraute Typ vertreten sein, darunter das Modell eines Rettungszuges. Bekanntlich sind die Rettungszüge im ganzen deutschen Eisenbahnbereich gleichmäßig verteilt aufgestellt; sie haben die Aufgabe, bei größeren Eisenbahnkatastrophen schnelle und ausgiebige Hilfe zu bringen. Ärzte, Samariter, Krankenträger, ja sogar Operations- und Verbandzimmer mit Verbandmitteln gelangen durch sie rasch an Ort und Stelle.

In Modellen und Zeichnungen werden besonders interessante neuzeitliche Stationsgebäude und Streckenanlagen vorgeführt werden, an denen der Beschauer studieren kann, wie bei dem Bau nach den Gesetzen der Verkehrshygiene verfahren wird, ferner wie ein System komplizierter Gleis- und Sicherheitsanlagen (Unterführungen, Tunnelbauten, Lüftungs- und Entwässerungsanlagen, Signalwesen) einen sichern und gesundheitlich einwandfreien Betrieb regelt.

Ein Lokomotivführerstand in natürlicher Größe wird alles vorführen, was Technik und Hygiene zur gesundheitlichen Sicherung dieser so verantwortungreichen und während der Dienstausbübung besonders angestregten Berufsgruppe geschaffen haben; Abteil- und Durchgangswagen werden in Beleuchtung, Ventilation, Ausstattungsmaterial, Polsterung, Stoffproben und dergleichen mehr zum Teil völlig neue hygienische Gesichtspunkte bieten.

Die Anlagen für das Auswandererwesen (Registrierstationen) werden, teils in Zeichnungen, teils in Modellen vorgeführt, erkennen lassen, wie der Verschleppung ansteckender Krankheiten

im Eisenbahnverkehr entgegengearbeitet wird; auch die Einrichtungen zur Reinigung und Entseuchung von Personen- und Viehwagen werden ausgestellt sein. Von besonderem Interesse, weil sie die erste derartige Anlage der Welt ist, dürfte für Laien und Sachverständige die Darstellung der großartigen Potsdamer Entseuchungsanlage sein, die es ermöglicht, ganze Personenwagen nach Evakuierung durch Heißluft zu entseuchen.

So ist zu erwarten, daß auch dieses jüngste Teilgebiet der Hygiene, die Verkehrshygiene, auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung ihre überaus rasche Entwicklung zum Nutzen und Frommen weiter Kreise erkennen lassen wird.

H. Pf.

## Die Weltstadt Berlin

„Geschichte heißt Wanderung.“ Diese enge Definition eines Berliner Philologen kann man leicht mit Beispielen belegen. Es gibt zwei Arten von Wanderungen: eine vor- und eine zurückflutende. Die erste ist von Osten nach Westen gerichtet; Barbaren bringen in hochkultivierte Lande, auf deren Boden sie mit ihrer unverbrauchten Kraft eine neue Kultur schaffen. Die Beweggründe sind eingeständenermaßen ökonomischer Art. Die zweite geht von Westen nach Osten; Kulturvölker überfluten an einem genau zu bestimmenden Punkt ihrer eigenen Geschichte die Lande einer hohen, aber toten Kultur. Die Beweggründe werden fast immer mit dem Mantel eines Ideals verdeckt. Beispiele sind die dorischen Wanderungen und der Zug Alexanders des Großen; die Völkerwanderung und die Kreuzzüge. Unstre Zeit hat die Auswanderungen nach Amerika gesehen. Neben diesen Zügen über weite Strecken hin hat es unter bestimmten Bedingungen bei allen Völkern die sogenannte Landflucht gegeben, d. h. die Wanderung der Landbevölkerung in die Stadt. Auf

dem Land Mangel an Menschen, in der Stadt eine allzu große Enge und ein Gedränge. Diese Bewegung hat geringere Breite und Ausdehnung, sie spielt sich auf engem Gebiet ab: ihre Gründe sind wiederum ökonomischer Art, und es ist vielleicht bezeichnend, daß es eine Wanderung von Ost nach West ist, wenn wir an Berlin denken.

Das so sich bildende Menschenzentrum hat auf den ersten Blick vor andern Städten Umfang und Größe voraus. Die Bedürfnisse werden dieselben sein wie die anderer größerer Städte, und die Mittel der Befriedigung die gleichen. Aber es besteht das Problem, ob nicht an einem Punkt die Steigerung der Quantität eine Aenderung in der Qualität bedingt. Natürlich wird zunächst der Verwaltungsbetrieb einer Stadt wie Berlin nur gesteigert, potenziert sein als in andern Städten. Aber ob ein Warenhaus in Düsseldorf und das größte Warenhaus der Welt nicht auch qualitativ ganz andre Gebilde sind? Man wird zuerst immer die Steigerung in den Zahlen und Maßen anstaunen, zumal die äußern Formen für neue Qualitäten sich nur allmählich bilden und schwerer zu fassen sind. Im Sichtbaren, Greifbaren, in der Veränderung der Erscheinungen der Straße wird man zuerst das Neue der Weltstadt erkennen und lieben lernen.

Ich will aber nicht von den neuen Formen der Weltstadt im allgemeinen reden, sondern nur von Berlin, der bestgehabten unter ihnen. Ich führe Sie zum Krögel. Eine enge Gasse, höchst malerisch in ihrer engbrüstigen Dunkelheit. Krähende Hähne, schnatternde Enten, Schuster und Schmiede, die hämmern, Kinder, schmutzig und barfuß, Holzstiegen, dunkel und unsicher. Malerisch, höchst ruinös. Am Ende der Gasse fließt die Spree, ein buntes Volk tummelt sich auf den langsam und keuchend sich fortschleppenden Dampfern. Die berühmten Berliner Apfelfähne, das erste Handels- und Verkehrsmittel der Stadt. Wie asthmatisch prustend und langsam gegen die Untergrundbahn, für die der nebenliegende Komplex jetzt heruntergerissen wird! Zwischen Apfelfahn und Untergrundbahn liegen 700 Jahre Geschichte. Aber wenn man sie überdenkt, findet man fast nirgends

die Notwendigkeit einer Entwicklung. Auf dem weiten Weg vom Fischerdorf zur Weltstadt war es so, aber es hätte auch alles anders sein können, die letzten 40 Jahre ausgenommen. So oft ich in der Geschichte einer Stadt ihr Herz kennen lernte, hatte ich das Gefühl der Ehrfurcht vor der Notwendigkeit. Berlin aber, das auch nie fromm gewesen ist, macht gottlos. Nichts ist notwendig, man kann sich alles anders denken, nur die Untergrundbahn nicht. Es ist wie Sand, dieser geringste Stoff. Flüchtig, ohne Halt, nur Materie, geringe Materie. Er bedarf der Feuchtigkeit zum Halt und des Geistes Form. Er bedingt keine Form und ist darum für jede reif. Das ist Berlin. Aber man sucht in der Stadtgeschichte vergeblich nach dem großen, formenden Genie, das diese minderwertige Materie zu Geist und Leben gebracht. Die Masse ist es diesmal, die geschaffen hat wie in einem Ameisenhaufen. Berlin ist Sand, zusammengetragen und gebildet und lebend gemacht durch Millionen fleißige, rührig schaffende Hände. Wo ist ein Gebilde so groß, so notwendig, so charakteristisch wie das werdende Berlin?

Dies ist der Hauptvorwurf gegen Berlin: Daß es häßlich sei und ohne Charakter. Ob schön, ob häßlich, darüber mögen sich müßige Aestheten streiten. Schon für den jungen Goethe (sieh den so wenig gelesenen, so wertvollen Erwin von Steinbach) stand die Kunst jenseis von Schön und Häßlich. Und charakterlos — sagt man — als Stadtbild und als menschenbildendes Element. Ich gebe zu, daß Berlins Atmosphäre nivelliert. Aber wenn das Charakterstärke wäre? Eine Notwendigkeit? Die heutigen Kulturträger müssen in Berlin keinen günstigen Boden für ihre Kultur finden, sie müssen gleichgemacht, demokratisiert werden; denn Berlin trägt eine prinzipiell von der ihren differente Kultur. Aber trotz der knappen Zeitspanne von 40 Jahren bildet Berlin bereits adäquate Charaktere, und bald wird man von dem Berliner sprechen, wie von einem Pariser, Münchner etc. Nicht wie bisher im übeln Sinne als von einem Nörgler und Besserwiffer. Scheffler charakterisiert ihn in seinem Buch Berlin mit den

Worten: „Er ist verdammt, immerfort zu werden und niemals zu sein.“ Wer ein besserer Psychologe ist als unsere Romanciers, wird einem Typus in Berlin begegnet sein, der sich nicht anders charakterisieren läßt. Es ist der Feind aller Harmonie, sein Leben ist ein ewiges Hin und Her, er ist der moderne Ahasver, immerfort irrend und ruhelos. Ich will ihn nur mit einer sehr typischen Aeußerung charakterisieren. Ein in Tätigkeit ergrauter Herr beklagte sich bei seinem Freund über die unerträgliche Ruhe der Villenkolonie Nikolassee. Dieser fragte ihn darauf, wohin er sich denn eine Villa bauen würde? „Auf den Spittelmarkt“ war die Antwort.

Wir haben kein Recht, Werturteile zu fällen. Ob diese Typen uns genehm sind oder nicht, darnach wird die Entwicklung nicht fragen. Und es charakterisiert die Kraft Berlins, daß es in vier Jahrzehnten einen Typus schaffen konnte. Damals, nach dem Kriege, lag es da wie ein eben erwachter taten-durstiger Mann. Nun ist es ein Riese geworden, der wohl zuerst im Schlaf-taumel Dummheiten gemacht hat, wie die Fassadenscheußlichkeiten der Gründerjahre beweisen. Aber Berlin ist Sand und Kraft. In wenigen Jahrzehnten wird es ein anderes Bild bieten. Man wird abreißen und neu bauen. Und Berlin wird auch eine schöne Stadt sein. Wir haben allen Grund, einmal pathetisch zu sein und uns zu freuen.

\* \* \*

Das Phänomen Berlin ist zu einem Problem geworden, mit dem die Geister sich auseinandersetzen müssen. Seine Jünger folgen mutig mit ruheloser Kraft; seine Feinde sehen es wachsen und seine Fangarme gegen die alte Kultur ausstrecken. Und die schwankend von Lager zu Lager gehn, wollen sehen, was sie eintauschen. So sind alle Bücher, die über Berlin geschrieben werden, subjektiv, Bekenntnisbücher. Auch Karl Scheffler hatte seinem Buch (erschienen bei Erich Reiß, Berlin-Westend 1910) den Untertitel geben können: Eine Auseinandersetzung. Er versucht, seine Gefühlsimpression von Berlin begrifflich zu fassen, indem er die Stadtgeschichte analysiert. Er findet wertvolle Begriffe, wie den der Kolonial-

stadt. Er macht ihn zur Grundlage seiner Analyse, die uns durch ein künstlich gewordenes Konglomerat führt bis zu dem Punkt, an dem diese gekünstelte Gebilde eine eigene Kultur findet, die aber schnell zu Beginn des vorigen Jahrhunderts zerreißt. Dann entwickelt sich allmählich — schließlich erst seit 1870 — die Großstadt, deren Schicksale Scheffler wiedergibt, um mit einigen wertvollen Kapiteln „Utopie“, „Die Bestimmung Berlins“ zu schließen.

Man kann gegen persönlich gefärbte Bücher nichts sagen, wenn die Persönlichkeit des Verfassers so aufrichtig, umfassend und interessant ist wie die Schefflers. Aber er hat uns doch nur ein Buch über Berlin geschrieben, nicht das Buch. Dazu wäre eine Methode nötig, die viel mehr bei der Anschauung bliebe, eine Methode, die mehr künstlerisch als wissenschaftlich ist. Das Buch über Berlin müßte in kurzen analytischen Impressionen geschrieben sein. Ein Eindruck der Straße, des Menschen — soweit er typisch ist — müßte in Worten wiedergegeben werden, die das Bild unmittelbar lebendig machen. Damit ist gesagt, daß nur ein Künstler und Kenner Berlins dieses Buch schreiben kann. Ich will — um mich verständlich zu machen — sagen daß es nicht so wie Surets Berlin (erschienen bei Albert Langen in München) geschrieben sein dürfte. Dieses Werk hat seinen Eigenwert, indem es uns Deutschen zeigt, welche Blöße wir in einem französischen Spiegel haben. Aber das Buch über Berlin muß von allem Journalismus frei sein. August Endell hat in seinem sehr lesenswerten Büchlein: „Die Schönheit der großen Stadt“ die einzig nützliche Methode an einzelnen Beispielen durchgeführt. Doch bleibt der größere Teil auch nach Endell noch zu tun: Der Rhythmus zwischen Arbeit und Vergnügen, zwischen Tag und Nacht, zwischen Freiheit und Gebundenheit, zwischen Hoch und Niedrig, zc., d. h. die künstlerische Form in der Auswahl und Anordnung der Impressionen. Und die Synthese muß immer dem Leser überlassen bleiben. So will es die Entwicklung Berlins. Nur so wird ein Werk geschaffen werden können, das gleichwertig neben Ruders-München und Bahr's-Wien steht, ein Werk,

in dem das Herz dieser großen Stadt schlägt, dieser Symphonie in Grau, dieses steinernen Meeres, das unsre Heimat geworden ist.

M. R. Schönlank.

## Neue Wege für die deutsche Sprache

Emile Jaquet, der bekannte französische Literaturhistoriker und Kritiker, schreibt in der Revue des Deux Mondes über den gegenwärtigen Stand der französischen Sprache: Verflachung und Bergewöhnlichung sowie allgemeine Gleichgiltigkeit gegenüber dem grammatisch richtigen und stilistisch schönen Sprachgebrauch im gewöhnlichen Leben, durch Viel-schreiberei und Viel- und Schnell-Leserei gezeugt und genährt, drohn die klassische Sprache Frankreichs gegen eine verschwommene, verworrene und gestaltlose Sprache auszutauschen, für die man eigentlich einen neuen Namen erfinden müßte.

Hüten wir unsre schöne klassische deutsche Sprache durch treue Pflege in Schule und Leben vor demselben Schicksal!

Ist dieser Mahnruf notwendig, berechtigt?

Wenn wir daran denken, was wir in der langen Zeit von 6—8 Jahren Volksschule und meistens noch einigen Jahren Mittelschule sprachlich erreichen, und wie wir das Erlernte im täglichen Leben und im Sprachgebrauch verwerten, vielmehr verwerten können, fällt die Antwort gewiß bejahend aus. Es prüfe und erkenne sich hierin jeder selbst.

Wie steht es gegenwärtig überhaupt mit unsrer deutschen Sprache?

Wir haben unser klassisches Deutsch aus einem Zeitalter herüber bekommen, wo die seelischen Kräfte der deutschen Volksstämme noch nicht wie heutzutage vom Hasten und Jagen auf allen Erwerbsgebieten so völlig aufgezehrt wurden, sondern da besonders der Ausbildung und Vertiefung der Sprache in Schule und Leben die nötige Pflege gewidmet wurde, und da durch unsre Klassiker, vorab durch Goethe und Schiller, in geistvollen, formvollendeten Meisterwerken die Grundlage gelegt wurde, auf der eine gesunde Weiterentwicklung der deutschen Schriftsprache in unsern Tagen einzig möglich sein wird, — der Sprachlehre sowohl wie auch der Aussprachlehre und der Rechtschreibung.

Durch die gegenwärtige fast ausschließliche Geltung tausender grundverschiedener Mundarten im täglichen Sprachgebrauch und durch die offenbare allgemeine Gleichgültigkeit im grammatisch richtigen und stilistisch schönen Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens, sowie durch die Anwendung hunderter in der Darbietung und Auffassung des Sprachstoffes verschiedenartiger Lehrmittel in der Schule, wird der gut deutsch-sprachliche Austausch in Wort und Schrift, mit Rücksicht auf das ganze deutsche Sprachgebiet, außerordentlich erschwert; wer reist oder Handel treibt, wird das bestätigen.

Die heutigen Handels- und Verkehrsmittel gestalten aber jene Sprache zu einer weltumspannenden Macht, die für die einzelnen Völker um so bedeutungsvoller